



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hohrath, Clara: Im alten Brüssel : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Im alten Brüssel

Von Clara Hohrath

(Fortsetzung)

20



Es war etwas geschehen. Die Kunde des sensationellen Ereignisses kam eilig und eifrig die Hoogstraat heraufgelaufen. Der Domke, das kleine Puppenonkelchen, hat auf einen Herrn vom Gericht geschossen. Der Sozialist hat einen der verhassten Reichen erschossen. Néele, Papa Toones Sohn, hat auf offner Straße auf den Staatsanwalt Jean de Groot geschossen. Néele ist gleich verhaftet worden. — Fintje stand schon unten auf der Straße und horchte auf das Schreckliche und fragte und verstand sogleich. Jean de Groot, das ist der Name, der vorn in ihrem Büchlein steht. Domke hatte auf seinen alten Feind, auf Jan l'Grand geschossen!

Wunderlicherweise galt ihr erstes mitleidvolles Entsetzen nicht dem Erschossenen, sondern dem Übeltäter, Domke, den sie schon verhaftet hatten und mitleidlos verurteilen würden.

Wußte Papa Toone das Schreckliche schon? Würden sie jetzt nach dem Pouchenellekeller laufen und es dem Ahnungslosen ins Gesicht schreien: Der Néele ist als Mörder verhaftet worden!

Papa Toone ist immer auf den gebildeten, dichtenden Sohn stolz gewesen und hat große Hoffnungen auf seine Zukunft gesetzt. So von der Straße her, so rücksichtslos durfte der harte Schlag ihn nicht treffen. Sie mußte den Leuten allen zuvorkommen, sie selbst mußte es Papa Toone liebevoll, schonend beibringen, sie, die mit Domke aufgewachsen und freundlich gehalten worden war wie seine Schwester. Papa Toone war der Gespielin seines Sohnes immer zugetan gewesen. Nur sie durfte ihm von Domkes Unglück sagen. Nur sie.

Fintje lief noch schneller als das Gerücht nach dem alten Windengang.

Vor dem Pouchenellekeller sammelten sich schon Menschen an, aber es hatte sich noch keiner hineingetraut, dem Vater die böse Nachricht zu verkünden.

Papa Toone war nicht in der Schenkstube. Oben in Domkes Zimmer stand er vor dem Tisch mit einer Anzahl Marionetten im Arm, die er den geschickten Händen des Sohnes überantworten wollte. Er stand im freundlichen Lichtkreis der grünbeschilderten Lampe.

Fintje aber durfte nicht zögernd unter der Tür stehn bleiben. Sie mußte es gleich und vorsichtig sagen.

Papa Toone, draußen sprechen sie von deinem Sohn. Er hat gehandelt wie es einem überzeugten — er ist dazu getrieben und außerfohren worden — die andern hatten wohl alle nicht den Mut dazu, aber Domke, der hat es getan, der hat Mut, stotterte Fintje. Aber ach, sie mochte es nun einkleiden, wie sie wollte, einmal mußte sie es doch deutlich sagen: Domke hat einen vom Gericht erschossen und ist darüber verhaftet worden.

Und der gutmütige, immer vergnügte und geschwähzige Papa Toone ließ seine Puppenkinder achtlos aus seinen Armen zu Boden fallen und verstand von all ihren schönen Reden auch nur das eine wahre Wort. Sein Domke war ein verhafteter Mörder.

Fintje mochte ihm die zitternden Hände streicheln und das tränennasse Gesicht an ihn schmiegen und ihn töchterlich lieblosen, soviel sie wollte, das Schreckliche konnte sie nicht wegtrösten. Der Alte wunderte sich gar nicht, daß sie es war, die ihm die Nachricht brachte und mit ihm weinte. Bei Domke standen jetzt alle seine Gedanken still.

Da trat jemand unter die Tür.

Ohne hinzusehen fühlte Fintje, die neben dem Stuhl kniete, in den Papa Doone gefunken war, daß es die Großmutter war, und daß ihr durchdringender Blick auf ihr ruhte.

Mit hypnotischer Gewalt wurden nun ihre Augen zu denen der Großmutter hingezogen. Die Großmutter aber sah sie so böse, so verächtlich, so erbarmungslos an, daß es Fintje einen Schauer durch den Leib jagte.

So da bist du wieder, sagte die Stimme der Großmutter endlich, und diese Stimme war ebenso kalt und verächtlich wie ihr Blick.

Du siehst gut aus. Dein reicher Liebhaber scheint dich gut gefüttert zu haben. Wozu denn bist du hierher gekommen? Was suchst du hier? Damit du mir nicht mit unnötigen Bitten kommst, will ich dir gleich eins sagen: Eine Enkelin hab ich nicht mehr. Seit dem Tage, wo sie sich einem Reichen für Geld und ein gutes Leben verkauft hat, ist sie tot für mich. Wäre sie mir vorher gestorben, ich hätte um sie geweint. Aber das wäre dem lieben Gott nicht grausame Strafe genug gewesen für das freche alte Weib, das nie vor ihm auf den Knien gerutscht hat und sich nie geschämt hat, ihn ungerecht und lieblos zu schelten. Nein, das war ihm nicht Strafe genug. Du, meine Letzte, die du mir wider meinen Willen ans Herz gewachsen warst, du mußtest hingehn und dich von einem Reichen für Geld kaufen lassen. Haben sie mir nicht einst mein Haus auch für Geld abkaufen wollen? Ich hab's ihnen vor die Füße geworfen! Du aber hast gierig deine Hände ausgestreckt nach dem schmutzigen Schandgeld und dich mit seidnen Lappen behängt und dich vollgefressen. Dich kenne ich nicht, du hast nichts von meinem Blut, eine fremde Dirne bist du! Es lohnte nicht der Mühe, daß Domke dir den Liebhaber wegschoß, der törichte Junge hätte sich die Mühe sparen können. Es gibt der Reichen noch übergenug, und du bist eine d'el Trap, die kommen gut durchs Leben, die lassen sich vom Almosen der Reichen verpflegen bis an ihr Ende. So hats dein Großvater schon gehalten. Nun sieh du zu, wo du weiterhin Aufnahme findest, wer dich ferner unterhalten will. In dieses ehrliche Haus gehörst du nicht. Fort! Hinaus!

Aber Fintje gehorchte dem drohenden Befehle nicht. Sie lag auf den Knien, das blasse Gesicht erstarrt, die Augen wie in einem bösen Bann auf die Großmutter geheftet. Da wandte diese die Augen von der versteinerten Jammergestalt des Mädchens ab, die weißen, buschigen Brauen zogen sich drohend zusammen. Sie sah jetzt die Enkelin nicht mehr, beschwörend rechte sie die hagern Arme aus gegen eine unsichtbare Gewalt.

Nur das eine tu mir nicht an! Nicht schwach laß mich werden und nicht in wehrlose Demut verfallen vor meinem Ende. In meinem Zorn sollst du mich sterben lassen, im Zorn will ich dahinfahren!

Unten in der Schenkstube wurden Stimmen laut. Das weckte die Hexe aus ihrer starren Verzüdung. Schwankend, wie eine Trunkne tastete sie sich die Treppe wieder hinunter.

Papa Doone saß noch immer regungslos da, mit demselben blöden, verständnislosen Ausdruck auf seinem faltenreichen Komikergesicht. Er hatte von der Rede der Alten nichts verstanden.

Fintje wandte die verzweifelten Augen zu ihm. Bist du auch so erbarmungslos streng wie die Großmutter? Sagst du mich auch voller Verachtung von dir? fragte ihr scheuer Blick. Der Großmutter Worte klangen ihr weiter in den Ohren. Es lohnte der Mühe nicht, daß Domke dir den Liebhaber erschöß!

Also darum hatte Domke den Staatsanwalt gemordet? Er hatte sich in der Persönlichkeit geirrt! Jan l'Grand hatte er für ihren Liebhaber gehalten. Auf dem Blumenkorso mußte er René gesehen und ihn mit Jan, den er nur in der Verkleidung gekannt hatte, verwechselt haben. Hatte sie nicht auch die Ähnlichkeit bei der ersten Begegnung gefoppt? Also trug sie die Schuld daran, daß Domke zum Mörder geworden war! Er hatte die kleine Schwester rächen wollen, deren traurige Geschichte ihm wohl vom Portier des Volkshauses erzählt worden war. Sie war schuld an Domkes verbrecherischer Tat, wie durfte sie da dem armen Vater noch in die Augen sehen?

Papa Doone stöhnte. Er sah mit wirrem Blick um sich, als erwache er aus einem Traume.

Also kann ich mein altes Theater verkaufen und alle Marionetten, sagte er vor sich hin, und in eine Stube ziehn und einsam den Tod erwarten. Ganz allein!

Fintje liefen die Tränen über das Gesicht. Aber sie getraute sich nicht, ihn anzufleh'n: Laß mich dir eine Tochter sein, laß mich versuchen, dir durch liebevolles Sorgen ein wenig den Sohn zu ersetzen!

Wie hätte sie das gedurft, sie, die die Schuld an Domkes Verbrechen trug?

Geräuschlos stand sie auf und schlich aus der Stube und die Treppe hinunter auf die Straße.

Im Windgange standen viele Neugierige umher. Wie eine Verbrecherin kam sich Fintje vor. Sie wunderte sich, daß die Leute nicht mit Fingern auf sie zeigten und ihr häßliche Schimpfnamen gaben. Mühsam schleppte sie sich vorwärts. Wenn ihr nicht die Zuflucht bei Mère Marie gewinkt hätte, die Lebensbürde wäre ihren jungen Schultern jezt wohl zu schwer geworden.

21

Zu den Gerichtsverhandlungen gegen den Attentäter des Staatsanwalts Jean de Groot wurden viele Marolliens als Zeugen vorgeladen. Unter ihnen auch Fintje. Jean de Groot, dem Domkes Kugel nur eine ungefährliche Verletzung am Oberarm zugefügt hatte, hatte sie zu sich bestellt in sein Privatzimmer, um unter vier Augen mit ihr zu sprechen. Fintje getraute sich nicht, zu dem großen Staatsanwalt, der doch niemand anders war als Jan l'Grand, ihr einstiger Freund aus dem Bouchenellekeller, die Augen aufzuheben, aber das Testamentbüchlein, das er ihr geschenkt hatte, das hielt sie zwischen die kalten Finger geklemmt.

Da sprach er freundliche und beruhigende Worte zu ihr, unter denen alle Scheu und Bekommenheit langsam von ihr wich. Sogar Domkes Angriff mußte er in entschuldigendem Lichte hinstellen. Er kannte ja des Puppenonkelchens Leben und den Grund, der ihn zu dem Macheakt getrieben hatte.

Jeder Mensch hat das Recht, gegen seinen Feind zu kämpfen, nur muß er die Waffe richtig wählen, und darin hat Domke es verlesen, sagte Jean de Groot. Versteh mich recht, Fintje! Auch ich steh in den Reihen der Kämpfer, aber nicht gegen euch Marolliens, sondern mit euch zusammen möchte ich vorgehn gegen Unrecht und Ungerechtigkeit. Ich habe die Anklagen, die deine Großmutter gegen die Geseze und ihre Vertreter erhob, nicht vergessen. Ich weiß aber, daß wir nicht mit Schießwaffen und bösen Worten für das Recht zu Felde ziehn dürfen, sondern nur mit den Waffen, die in dem kleinen Buch, das du da in den Händen hältst, verzeichnet stehn. Das sind die Gebote, die Christus, der größte aller Gesezgeber, der Welt gegeben hat. Sieh, mit diesen Geboten sollten die Unzufriednen des Quartier des Marolles ankämpfen wider das Böse in ihnen und außer ihnen, dann würden sie bald nicht mehr zum Justizpalast aufsehen wie zu einem drohenden Schreckgespenst. Begreifst du das, Fintje? Und willst du versuchen, mir zu helfen in diesem schweren Kampf wider das Böse?

Da blickte Fintje schnell zu ihm auf. Glaubst du denn, ich könnte, ich dürfte — du, der du jezt meine ganze Lebensgeschichte kennst — glaubst du wirklich, ich dürfte? fragten die schwarzen schimmernden Augen.

Kämpfen darf jeder, auch du darfst es! Wir haben viele Herzen und Hände nötig in dem großen Kampf, antwortete er auf die stumme Frage. Du hast mein Büchlein treu bewahrt, hast du auch darin gelesen?

Erglühend senkte Fintje den Kopf. Nicht mehr als die beiden beschriebnen Namen auf der ersten Seite hatte sie gelesen, und um den gedruckten Inhalt hatte sie sich nicht gekümmert.

Nun reichte er ihr die Hand zum Abschied und sagte ernst: So hol es jetzt nach und lies in deinem Buch! Es wird dir den rechten Weg weisen. Und nun leb wohl! Und tapfern Mut und viel Sieg ist mein Wunsch für dich auf den Weg, kleine Schwester!

* * *

Die Marolliens standen eng zusammengedrängt hinter der absperrenden Schnur im grün und schwarzen Schwurgerichtssaal des Justizpalastes, als der Gerichtshof den Urteilspruch fällte über einen aus ihrer Mitte, über Papa Toones Sohn, den Marionetten-Domke. Über den Angeklagten wurde eine Gefängnisstrafe von sechs Monaten verhängt.

Nach Verkündigung dieses Urteilspruchs sahen sich die Marolliens bedeutungsvoll an und sagten zueinander: Er ist gnädig davon gekommen, er muß einen Fürsprecher bei den gestrengen Herren gehabt haben.

Dann trollten sie sich heim. Sie hatten nicht weit. Nur die hunderteinundsiebzig Stufen hatten sie hinunterzusteigen von der „Salle des Pas Perdus“ bis in die alte „Rue des Minimes,“ und sie waren zuhause. Denn sie wohnten ja alle im Schatten des Justizpalastes.

22

Fintje saß nun in Mère Mariés stiller Stube und las in Jans Büchlein.

Mère Marie war in dem Testament längst zuhause, die kannte es zur Hälfte auswendig. Fintje verstand ohne Deutung, was sie las. Warum also hatte der Priester im Beichtstuhl nur gesagt: Für Laien ist dieses Buch nicht geschrieben? Er hatte es wohl selbst nicht gelesen.

Aber Jean de Groot, der hatte es gelesen und verstanden, ebenso wie Mère Marie, und wie sie es jetzt verstand. Und Jean de Groot rechnete auf ihre Mithilfe in dem großen Kampf wider die Sünde. Er hatte Vertrauen zu ihr, immer noch! Er hatte sie „kleine Schwester“ genannt.

Mère Marie lächelte über den fanatischen Eifer, der Fintje so plötzlich erfaßte und gewaltsam emporriß aus ihrer dumpfen, hoffnungslosen Niedergeschlagenheit. Und Mère Marie wollte dem erregten Fintje jetzt plötzlich zu zurückhaltend scheinen, zu wenig begeistert, zu still für den großen Kampf der rettenden Liebe. War Christus nicht unter das Volk gegangen, hatte er nicht gepredigt und geholfen Tag und Nacht? Und Mère Marie blieb still in dem Hause mit der Inschrift: „Gott ist die Liebe“ und wartete, daß die Hilfsbedürftigen zu ihr kämen. Sie machte die Betten und reinigte die Stuben und sorgte für die Mahlzeiten, und wenn einer ihr sein Leid klagte, tröstete sie ihn, mehr zwar mit den verstehenden Augen als mit Worten. Aber sie lief nicht mitten in das Elend hinein, um zu retten, was nur irgend zu retten war.

Ich habe es einst auch versucht, Kind. Ich bin zu den Leuten gegangen, sagte Mère Marie. Sie haben mich mißverstanden, und meine Kraft war bald zu Ende. Jetzt bin ich bescheiden geworden und hebe nur auf, was Gott mir in den Weg legt.

Ja, sagte Fintje mit entschuldigendem Verständnis, Ihr seid eine Dame, Ihr sprecht eine andre Sprache und habt eine andre Art. Ihr konntet die Marolliens nicht verstehen, und sie Euch nicht. Als eine Fremde sahen sie Euch feindlich an, und da Ihr die Uniform der Heilarmee trugt, scheuten sie sich vor Euch. Das glaube ich wohl. Aber ich bin hier geboren, ich bin von ihrer Art, ich bin nur das Fintje, ich kann in alle Häuser laufen, vor mir scheuen sie sich nicht.

Und was willst du tun in ihren Häusern, Fintje? fragte die erfahrene Freundin, ihrem Schützling mit kühlender Hand über das fieberheiße Gesichtchen streichend.

Ich werde angreifen und helfen, wo ich kann, sagte Fintje, mit funkelnden Augen zu ihr aufschauend. Die Kranken werde ich pflegen und die Kinder hüten und ihnen die Kleider flicken. O, es gibt so viel, so viel bei den Armen zu tun! Und wenn sie mich fragen: Warum tuft du uns das? dann sage ich ihnen: Weil ich euch lieb habe, wie Gott es befohlen hat, und wie ihr euch auch untereinander lieben sollt, und von der Sünde lassen, um glücklich zu werden!

Mère Marie hielt sie nicht länger zurück.

Fintje stürzte sich in diesen neuen schweren Kampf mit demselben Ungestum, mit dem sie sich einst in den lustigen Tumult der Kirmes gestürzt hatte, ungeduldig und leidenschaftlich.

Sie lief in die abgelegnen Gänge und Gassen, wo sie und ihre traurige Geschichte nicht bekannt waren, stieg in modrige Keller hinab und hinauf in armselige Dachkammern. Sie fand Elend und Arbeit genug.

Häufig wurde sie voll höhnischer Verwunderung abgewiesen, von manchen auch über Gebühr ausgenutzt und hintendrein verlacht. Andre wieder, hauptsächlich kranke, müde Frauen und Kinder, klammerten sich an sie als an eine unverhoffte Hilfe, die sie nicht wieder fahren lassen wollten. Aber Fintje mußte weiter, sie glaubte nicht stehn bleiben zu dürfen in diesem Kampf, dessen Schlachtfeld sich so endlos vor ihr ausdehnte.

Sie riß sich los von den Schwachen und den Kindern, die ihr alles versprochen, was sie wollte, und lief mutig mitten in das lastervollste Elend, wo die Rettung am meisten nottat. Da wurde sie von den Frauen mit mißtrauischen Blicken angesehen: Warum kommst du ungebeten her und arbeitest für uns ohne Lohn?

Sie glaubten nicht an ihre Antwort. Die Männer lachten, weil sie sich einbildeten, Fintjes geheime Beweggründe zu verstehn, und wollten ihr ihren Scharfsinn und ihre Dankbarkeit auf dunkeln Treppenwinkeln deutlich zu verstehn geben. Dann wurde aus Fintje, der Volksretterin, sogleich ein zorniges, keifendes, wildes kleines Mädchen. Sie gab Hohn für Hohn und Schimpf für Schimpf zurück und rannte mit flammenden Augen und rachsüchtigem Herzen zu Mère Marie.

Dort beruhigte sie sich bald, schämte sich ihrer Ungeduld und machte sich von neuem auf den Weg, und dann kam sie von neuem zurück, verstört und entrüstet. Und wieder und wieder.

Mère Marie sah besorgt diesem aufreibenden Treiben zu. Wie lange würde der junge Körper diese Heßjagd aushalten, zu der ihn die unruhvolle, verstörte Seele zwang? Glücklicherweise noch, wenn der Leib eher als die Seele müde zusammenbrach, wenn die Spannung sich in physische Krankheit löste. Die Kranke wollte sie schon pflegen!

Schnell kam es, wie sie gedacht hatte. Langsam kam Fintje eines Tags heimgeschlichen, zu Tode erschöpft. Sie wollte nicht mehr kämpfen, nur ausruhen und schlafen. Mère Marie brachte sie zu Bett und saß manche Nacht bei der fiebernden Kranken.

Auf das Fieber folgte eine todesähnliche Schwäche, durch die Mère Maries lieblosende Hand nicht mehr bis zu dem schlummernden Bewußtsein Fintjes durchzubringen vermochte.

Und nach der langen Erschöpfungspause kehrte endlich das Bewußtsein mit allen seinen wieder aufstehenden Erinnerungen und Empfindungen zurück und umdrängte die Patientin mit einer Brandung von Fragen und Anklagen und bangen Zweifeln. In diese sie unwogende uferlose Lebensflut starren Fintjes schwarze Augen in entsetzter Ratlosigkeit. Wie sollte sie sich aus den bedrohlichen Wogen retten? In ihrer Verzweiflung hatte sie wohl nach dem Lichtstrahl gegriffen, den Jean de Groot ihr entgegengehalten hatte. Aber sie hatte nicht festzuhalten ver-

mocht! Nun trieb sie wieder steuerlos in dem schwarzen Gewässer, müde und hilflos, und hätte rettungslos versinken müssen, wenn sie nicht Mère Mariés Hand über sich gefühlt hätte. Aber irgendwo mußte doch die Sonne scheinen, und mußte festes Land zu finden sein, worauf sie sich retten konnte. Warum ließ Gott sie so im Dunkeln wehrlos umhertreiben, sie und all die andern armen Elenden? Warum half Christus ihr nicht, für dessen Gesetz sie doch hatte kämpfen wollen? Sie meinte ihn zur Rechenschaft ziehn zu müssen, warum er ihr bei ihrem mutigen Werk nicht besser beigestanden hätte, der erlösende Christus, dessen Leben, Wirken und Sterben sie aus ihrem kostbaren Büchlein kannte, und den sie in ihren Fieberphantasien häufig geschaut hatte: der Christus aus dem Volkshause!

Als Fintje, noch matt von der schweren Krankheit, endlich wieder aufstehn und ein wenig umhergehn durfte, schlich sie mit kleinen wankenden Schritten die Hoogstraat hinunter zu dem Volkshaus, zu einer Stunde, wo sie den Portier in der Bibliothek beschäftigt wußte, und sie ungesehen in den kleinen Festsaal gelangen konnte. Sie wollte ernsthafte Zwiesprache halten mit dem großen Christusbilde.

Warum hast du mich nicht siegen lassen im Kampf für dich? Ich habe doch dein Gesetz predigen wollen von ganzem Herzen und habe nur Hohn und Schmach dafür geerntet!

Die ersten, traurigen Augen sahen Fintje durchdringend an. Haben sie mich nicht auch gekreuzigt? fragten sie, und die durchlöcherete Hand hob sich warnend. Wer bist denn du, die du retten willst, wie ich, der Erlöser, gerettet habe? Weine nicht über die andern, weine über dich selbst und deine Sünde, Fintje!

Gebeugt schleppte sich Fintje heim.

Sie haben ihn auch gekreuzigt, Mère Marie, und wer bin denn ich?

Du bist eine Kranke, die der Genesung entgegengeht, und die fein demütig stillhalten soll und warten und hoffen, mahnte die Tröstlerin.

23

Draußen wehten die ersten Frühlingsstürme. Bis in die engsten Gassen und dunkelsten Keller drang die feuchte, zersetzende Vorfrühlingsluft, die den letzten Schnee auftaute und alles Menschenblut zur Unrast aufreizte.

Es nahte die Zeit der Unruhen für Brüssel, die Zeit der Wahlen, die mit dem Frühling zusammenfallen.

Allabendlich füllte sich der Pouchenellekeller bis auf den letzten Platz. Sie brauchten keinen Cent Eintrittsgeld mehr zu bezahlen, die sich hier eindrängten. Der Vorhang der Marionettenbühne ging nicht mehr in die Höhe. Die niedlichen Holzfinder Papa Toones stolzierten nicht mehr über die Bretter. Was ging die finstern Marollens das bunte Puppenvolk an? Sie wußten kaum noch, wie herzlich sie noch vor kurzem über die Witze der gespreizten Herrschaften gelacht hatten.

Nicht um zu lachen kamen sie jetzt in den Pouchenellekeller, sie kamen, um sich von der alten Heze aufwiegeln und aufreizen zu lassen.

Die Heze stand an ihrem alten Platz, aber sie hatte die Orte weggeworfen, sie wollte nicht länger das Geschäft der verhassten Polizei versehen. Sie freute sich, je unbotmäßiger ihr Publikum auftrat, je lauter sie durcheinander schrien, je wilder sie einander reizten. Die Heze des Pouchenellekellers predigte zornig und hinreißend wie vom Bösen besessen gegen Gott und die Obrigkeit, gegen alles, was Macht und Glück auf seiner Seite hatte. Was Van der Velde mit allen klugen Worten im Volkshause nicht zuwege gebracht hatte, das gelang dem zornigen alten Weibe. Was sie sprach, flog in die Herzen ihrer Hörer wie ein Feuerbrand und entzündete da einen fanatischen Tatendrang. Aus dem Pouchenellekeller schlich sich die Revolution in die Straßen Brüssels.

Laßt es euch ein Zeichen sein, wenn ich dahinfahre in meinem Zorn! gelte die Stimme der Heze noch tönend durch den Keller. Dann sank ihr erhobner Arm schlaff hinab, und die hochgeredte, hagere Gestalt fiel lautlos in sich zusammen.

Totenstill wurde es da für einen Augenblick im Pouchenellekeller, so lange der Flügelschlag des Todes die erhitzten Köpfe umwehte. Dann brach das wilde Geheul wieder los und wurde zum Totengefang für die still gewordne Alte.

Von einem Fenster des Mhls sah Sintje auf den Leichenzug der Großmutter hinab.

Es war ein unabsehbar langer Zug. Was wollten die fremden Menschen alle bei dem Leichenbegängnis ihrer Großmutter? Hatte sie als die letzte lebende Anverwandte nicht allein das Recht, hinter dem Leichenwagen herzugehn? War es nicht ihre Großmutter, die sie als kleine von allen verlassene Waise aufgenommen, gepflegt und großgezogen hatte? War sie nicht die einzige, an der sich die finstere Alte noch Liebe und Dank verdient hatte? Trotzdem getraute sie sich nicht, der Toten das letzte Geleit zu geben. Die hatte sie verstoßen und verleugnet, der durfte sie die Schmach nicht antun, als nächste Verwandte hinter ihrem Sarge zu gehn.

Sie mußte an des Großvaters Leichenbegängnis denken. Damals war sie leichtfüßig mitgelaufen, dicht hinter dem schwarzen Wagen her, auf dem der große Kranz weißer Blumen lag. Und sie hatte sich gegrämt, daß der freundliche Großvater, der ihr so viele Zuckerherzen geschenkt hatte, seine schönen Blumen nicht mehr sehen und die tröstlichen Worte auf der weißen Totenschleife nicht mehr lesen konnte.

Hier auf der Großmutter Sarg lagen keine Blumen, und statt der alten freundlichen Hospizler Schritt ihm ein langer Zug düster dreinschauender Menschen nach. Wie die Großmutter geehrt wurde jetzt im Tode! Aus allen Gassen schlossen sich Leidtragende an. So ein Gefolge wurde keiner Königin zuteil, wie das der Hexe des Pouchenellekellers. Eine Regung des Stolzes stahl sich in Sintjes Herz beim Anblick dieses eindrucksvollen Ehrengelichts. Das war ihre Großmutter gewesen, die nur traurige Geschichten gewußt hatte und niemals glücklich und heiter gewesen war, die sich aufgelehnt hatte gegen Gott und nie demütig den Kopf gebeugt und kein Vertrauen gehabt hatte und darum, trotz ihres energischen Willens und ihrer mutigen Tatkraft, nie Erfolg und Lohn gesehen hatte. Nun gab ihr ein ganzes Volk das Ehrengelicht, aber die einzige, letzte von denen, die sie mütterlich an ihr Herz genommen hatte, ging nicht mit in dem Zuge.

Bis ans Kirchhofstor gab der schweigjame Menschen Schwarm der Toten das Geleit. Die Männer hielten die Hüte und Mützen ehrerbietig in der Hand, bis der Sarg ihren Augen entrückt war.

Dann kam plötzlich unheimliches Leben in die stumme Menge. Sie entrollten hastig ihre roten Fahnen und hoben die Schilder hoch mit den kühnen Forderungen und noch kühnern Drohungen.

Das Begräbnis der Hexe des Pouchenellekellers gestaltete sich zu einer großartigen Kundgebung.

Die singende, heulende Schar wälzte sich, immer anwachsend, die Straßen entlang zu der Place Royale. Die Läden der Privathäuser und der Geschäfte schlossen sich eiligst auf ihrem Wege.

Diese erste große Manifestation erregte die Gemüter, sie nahm sich aus wie ein Vorspiel zur Revolution.

Von Tag zu Tag wuchsen die Unruhen, mehrten sich die Verhaftungen. Das Militär wurde aufgeboten, die Place Royale, das große monumentale Viereck mit dem altherwürdigen Park, der schon so viel Blut und Kampf gesehen hatte, wurde für den Verkehr gesperrt. Die wohlhabenden Bürger schüttelten die Köpfe. Jedes Jahr zur Zeit der Wahlen wurde ja das alte Brüssel ungeduldig und bockte und schlug aus wie ein mutwilliges, sich gegen sein Joch auflehndes junges Roß; so hoch aber wie in diesem Jahre waren die Wogen des Aufruhrs noch nie gegangen. Ob sie sich auch diesmal wieder glätten und schadlos verlaufen würden?

Sie glätteten sich. Die Zeit zum Umsturz war noch nicht gekommen. Die Bürger atmeten erleichtert auf.

Die Frühlingsstürme hatten sich gelegt, breit und warm lachte die Sonne. Den Unzufriednen ging der Atem und die Geduld aus, im Sonnenschein wurde ihnen wohl und warm.

Draußen auf dem Lande blühten die Blumen schon, und im Bois de la Cambre waren die Bänke bei Moeder Lambie neu gestrichen, und der alte Fiedelmann spielte schon im Freien.

Wie jedes Jahr zogen die „Chasseurs de Brinkerès“ aufs Land hinaus nach St. Job, unter klingendem Spiel. Jedes Jahr waren die Marolliens fröhlich mitgezogen, sollten sie diesmal zurücksiehn? Nein, da warfen sie lieber mit erstaunlicher Behendigkeit die düstere Miene ab, fuhren in die bunten Röcke, schulterten die hölzernen Kinderflinten und reiheten sich in den lustigen Zug. Die alte Brüssler Zwanze ging nun wieder um! Purzelbäume schlagend liefen die Ketjes neben den harmlosen Kriegern her: Wohin, ihr Braven? — Auf die Matkäfexjagd! — Und das breite flamändische Lachen erwachte mit der Zwanze.

Mutter Kirche sah sie vorüberziehen und wußte nun, was sie zu tun hatte: sie wollten ihre Feste feiern, die alten leichtsinnigen Brüssler Kinder, und Feste sollten sie haben, damit ihre Laune wieder freundlich würde. Laßt die alte Kirche nur sorgen, sie versteht sich auf ihre schaulustigen, vergnügungssüchtigen Brüssler. Sie sollen ihren kirchlichen Dmmegang, ihre Prozession haben!

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Der Beratung des Marineetats in der Budgetkommission war mit ziemlicher Spannung entgegengesehen worden, weil es unvermeidlich war, daß die Marineverwaltung sich dabei über den weiteren Ausbau der Flotte erklären mußte. Das hat Admiral Tirpitz denn auch getan, und zwar mit Erklärungen, die die Zahl der neu zu fordernden Vintenschiffe offen ließen, dagegen für neue kleine Kreuzer und neue Torpedobootsdivisionen die Zahl „sieben“ in Aussicht nahmen. Die Hauptsache bleibt, daß für den Herbst 1905 eine weitere Ausgestaltung des Flottengesetzes nun definitiv angekündigt worden ist. Die Marineverwaltung mußte ein gewisses Kreuzfeuer von Erwägungen überwinden, von denen die einen dahin gingen, daß gegenüber der neuen englischen Flottenaufstellung und der Rede des „Zivilseelords“ Lee eine schleunige Verstärkung der deutschen Flotte unvermeidlich sei, die andre, daß eine neue Flottenvorlage eine direkte Herausforderung Englands bedeuten würde. Den einen wie den andern hat Admiral Tirpitz durch seine Ankündigung die richtige Antwort gegeben. Bedauerlich sind die in der Kommission gegen den Flottenverein laut gewordenen Angriffe. Der Flottenverein ist, auch wenn man keineswegs alles billigen will, was in seinem Namen geschrieben wird, eine für Deutschland nicht nur nützliche, sondern notwendige Einrichtung. Der Zentrumszorn gegen den Verein ist begreiflich, erstens weil er in die Zentrumskreise weit hineinreicht und somit stellenweise ein Gegengewicht gegen die Zentrumsleitung darstellt, sodann weil er in seiner weitverzweigten Organisation die Cadres für einen etwaigen Wahlfeldzug enthält, der etwa bei Ablehnung einer Flottenvorlage notwendig werden könnte.

Der Verlauf der Beratung des Marineetats in der Kommission ist ein solcher gewesen, daß man die Ratifizierung der Kommissionsbeschlüsse durch das Plenum nur wünschen kann. Für den stillen und konsequenten Ausbau der Flotte im Rahmen des Flottengesetzes ist alles Nötige bewilligt, und die Ankündigung einer Erweiterung dieses Rahmens ist einem nur mäßigen Widerspruch, im ganzen